In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 50. Posen, den 1. März 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

37. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Blom nahm die chirurgische Hilfe Professor Schwamms in Anspruch, der mit Vorliebe Ratten sezierte. Die aufgeschnittenen Ratten, die dann Hirnbringer zur Pflege erhielt, kamen meistens mit dem Leben davon. Blom studierte wochenlang die Einwirkung des Karols auf lebende Wesen. Er war der erste, der es fertig brachte, einer Ratte langsam das Blut zu entziehen und ihr gleichzeitig Karol zuzuführen. Sie hatten da eine Ratte, in deren Adern sich achtundachtzig Prozent Karol befanden, und diese Ratte war frisch und gesund.

Diese Ratte wurde übrigens weltberühmt. Ihr Gesundheitszustand wurde täglich in allen Zeitungen verkündet, die Ratte erhielt eine stehende Rubrik. Man interessierte sich in der ganzen Welt für das erste lebende Wesen mit künstlichem Blut.

Dr. Fu hatte wieder eine andere Methode zu arbeiten; er belästigte weder Hirnbringer noch Schwamm, sondern kam jeden Morgen um sechs Uhr in den Keller und stopfte sich ein paar Meerschweinchen in die Taschen, um sie mit ins Laboratorium zu nehmen.

*

Der Tag, an dem das Unglaubliche geschah, kündigte sich mit einem Zwischenfall an. Bransen hatte auf dem Tisch vor seinem Fenster drei Flaschen stehen. Sie standen ihm meistens im Wege. Als er nach einer Retorte griff, riß er eine der Flaschen um und um das Unglück vollzumachen, stürzten auch die beiden anderen. Ehe er es verhindern konnte, schwamm der ganze Tisch von dem Inhalt der drei Flaschen, und Bransen rettete, was zu retten war. Er fegte die Flüssigkeiten vom Tisch und goß sie in die Retorte. „Was ist passiert?" fragte Brée, der gerade vorüberkam. Bransen lachte. Er antwortete scherzend: „Heute ist ein kritischer Tag erster Ordnung, Baron!" Zwei Minuten später hatte er den ganzen Vorfall vergessen. Doch die Zeitungen brachten die sensationelle Meldung, daß Herr Herolder am Vormittag des 12. November behauptet hätte, es handele sich um einen kritischen Tag erster Ordnung.

Der Tag rollte ab wie ein allzu kurzer Film. Es war Nacht, und in der Burg brannte nur noch ein einziges Licht. Ein kleines, schwaches Licht in dem Laboratorium der Veranda. Bransen saß noch da; die Lippen aufeinandergepreßt, den Blick in der Ferne, schien er in einen Traum versunken. Ja, Bransen träumte seinen kühnen Traum.

Vor den Fenstern war es nahezu dunkel, und doch hingen einzelne Lichtschimmer am Firmament. Auf den Bergen blinkten faustgroße Lichter. In der Ferne stieg eine Kette von Flammen in den Himmel hinein. Der Himmel schien hell, durchsichtig zu sein, wie ein großes, buntes und gewölbtes Fenster, durch das geheimnisvolles Licht dringt. Ein milchiger weißer Nebel lief quer durch die Nacht.

Bransen saß in seiner großen Ruhe da und fühlte, daß er irgend etwas dachte, doch er wußte nicht, was es war. Zuweilen bemühte er sich, Yester zu beschwören, aber er hatte durchaus keine Visionen mehr. Es erschreckte ihn, daß Yester nur noch ein Name für ihn war, ein paar Buchstaben, nichts weiter. Er konnte sich keine Vorstellung mehr von ihr machen. Bransen schloß die Augen und bezwang jeden einzelnen Nerv, und dann erschien ihm wirklich ein Gesicht, aber es war nicht das Antlitz Yesters. Es war Lianes Gesicht. Und er öffnete die Augen wieder.

Stumm blickte er und andächtig, voller Ruhe, ringsum. Wie durchströmte ihn dieses Licht. Doch woher kam es? Was bedeutete es?

Da sah Bransen Yester. Er sah sie ein paar Augenblicke nur, doch sie war es, Yester. Er sah sie auf dem Gipfel eines nahen Berges. Die Frau auf dem Berg hatte die Arme ausgebreitet. Sie trug in der einen Hand eine Fahne, die sie wie signalisierend schwang. Bransen erkannte auch die Fahne. Es war ein weißes flatterndes Tuch mit der goldenen Aufschrift: Yester. „Was will sie mir nur sagen?" fragte sich Bransen und starrte. Im nächsten Augenblick aber lag alles wieder im Dunkeln. Die Sonne war vorbeigerauscht. Nie, so schien es ihm, war ein Tag so hell und eine Nacht so dunkel gewesen.

In diesem Moment sprang Bransen mit einem furchtbaren, weithin gellenden Schrei auf. Plötzlich bebte er in einem unfaßlichen Fieber, er zitterte so, daß er sich an die Wand lehnen mußte. Etwas war geschehen, das ihn betäubte, erschütterte.

So stand Bransen minutenlang an die Wand gelehnt, staunte und erstarrte immer mehr. Er stand mit geducktem Kopf und schien ganz geistesabwesend. Sein Gesicht war weiß, farblos geworden. Seine Augen flackerten, glitzerten.

Bransen hielt etwas in der Hand, ein totes Tier. Er hatte es die ganze Zeit umklammert gehalten, während er träumte. Und dieses tote Tier regte sich. Er spürte, wie das Herz ging. Er spürte, daß er etwas Lebendes in der Hand hielt, etwas, das manchmal zuckte und sich bewegte.

Bransen sammelte seine Gedanken und dachte. Was war mit dem Tier geschehen? Er hatte gegen zehn Uhr das Laboratorium betreten. Auf dem Tisch Dr. Fus fand er das kleine vergessene Meerschweinchen. Und ganz instinktiv setzte er sich an sein Fenster und tötete das Tier, eigentlich nur zur Zerstreuung. Dann griff er mechanisch nach der Spritze, füllte sie und nahm die Injektion vor. Sodann war er in Träume versunken.

Bransen schritt vorsichtig an den Tisch und setzte das Tier auf die Platte. Er atmete nicht. Er starrte hypnotisiert auf das Tier und sah, wie es sich rührte und vorwärts kroch.

Aber Bransen wagte noch immer nicht, an das Ungeheure zu glauben. Auf einmal klärte ihn ein Blick auf. Er sah auf die Retorte. Und er erinnerte sich an das unbedeutende Geschehnis am Vormittag. In der Retorte befanden sich drei verschiedene Präparate, die der Zufall zusammengemischt hatte. Mit dieser Lösung hatte er die Spritze gefüllt.

Langsam löste sich seine Erstarrung. Da stand ein Mann, dem die Tränen über die Wangen liefen und dem ein Jubelruf in der Kehle steckte. Bransen sah abwechselnd auf die Retorte und auf das Tier. Er begann, das weiche, weiße Fell zu streicheln; er sprach lange Zeit mit dem Tier. Und ihm schien, daß das Tier ihn seltsam ansah, mit einem sonderbaren Blick.

Es war der größte Augenblick seines Lebens . . . eine Stunde stand er vor dem Tisch, festgewachsen, wie ein großer, leicht schwankender Mast. Und es war seltsam, daß sich dieser Mann in seiner tiefsten Freude an Gott wandte, mit einem einzigen inbrünstigen Gedanken.

Bransen tauchte wie ein Gespenst vor den Brillengläsern Professor Hirnbringers auf, der noch wach war und las. Der kleine, alte, nervöse Mann starrte auf das Gespenst und zitterte. Endlich erkannte er ihn. „Was gibt's?"

Bransen war nicht fähig, etwas zu sagen. Er stammelte überwältigt: „Ich habe es! Ich habe es!"

Mit einem Satz war Hirnbringer aus dem Bett. Er sprang auf Bransen zu und schrie: „Sind Sie bei Trost? Sie haben es!? Reden Sie! Reden Sie!"

„Nehmen Sie Ihren Mantel und kommen Sie!" rief Bransen und half dem Professor in den langen, grauen Ulster. Er zog ihn aus dem Zimmer und zerrte ihn ins Laboratorium. Hirnbringer blinzelte, halb wach, halb schlaftrunken, auf das Tier herab.

„Haben Sie es denn wahrhaftig getötet?" fragte er starr.

„Wahrhaftig! Es ist kein Irrtum möglich!"

Da fielen sich die beiden Männer in einer übermenschlichen Freude in die Arme. Hirnbringer war kein Mensch mehr, er fegte heulend, flatternd über den Boden; er war nur Mantel und Kopf. Sein Mantel flatterte, der Kopf flog. Er jagte in eine Ecke und prallte in die andere zurück. Er hatte in jeder Sekunde ein anderes Aussehen, bald glich er einer feuerspeienden Furie, bald einem fauchenden Tiger. Der kleine alte Mann hatte plötzlich hundert Augen, hundert Münder und Arme und Beine überall.

Bransen war ganz ruhig geworden. Er stand da wie seine eigene Statue. Dieser Augenblick war eine Selbstverständlichkeit. Für diesen Augenblick lebte er ja, für diesen Augenblick hatte er getötet, für diesen Augenblick hatte er gekämpft: dieser Augenblick war sein Freispruch. Er weinte nicht mehr. Seine Augen waren wieder klein und hart. Doch er sah noch immer so verstört und angeschwollen aus wie ein Boxer nach zwölf Runden.

„Professor!"

Hirnbringer stoppte seine Raserei ab.

Bransen sagte: „Sehen Sie sich das Serum an. Wir müssen es ausprobieren."

Und augenblicklich gingen sie an die Arbeit. Es war eine Arbeit, die ihnen Grauen einflößte, eine widerwärtige Arbeit. Doch keiner von beiden hätte schlafen können ohne die Sicherheit des unbedingten Sieges.

Sie stiegen in den Keller und schalteten alle Lampen ein.

Hirnbringer schob die Brille über die Augen und ging, Opfer suchend, durch sein Reich. „Ratten?" fragte er.

Bransen schüttelte den Kopf. „Wir wollen den Mandrill nehmen."

Der größte der Mandrille, ein hochgewachsener Bursche mit Menschenaugen, wurde für das Experiment gewählt. Wie ein kleines Kind kroch er neben Hirnbringer her, während Bransen schon die Spritze füllte. Hirnbringer richtete einen sonderbaren Apparat und fesselte den Affen. Das Tier wehrte sich und schrie wie in Todesahnung. Ein Mensch, der zur Hinrichtung geführt wird, konnte nicht entsetzter schreien. Das Maul wurde schwarz, die Augen ohne Pupillen. Dann war er tot.

Hirnbringer legte das Ohr an die zottige Brust des Tieres. Mit der Uhr in der Hand wartete er eine Minute und gab das Zeichen.

Bransen setzte die Spritze an. Langsam drückte er den Kolben nieder und füllte die Spritze noch einmal. Wieder drückte er ab. Aber mit dem Kadaver ging keine Veränderung vor.

In die Stille erklang Hirnbringers odiöses Hüsteln. Er hüstelte kurz, gespannt, atemlos. Er beugte sich nieder und legte wieder das Ohr an die Brust des Mandrills.

„Er rührt sich nicht," flüsterte Bransen.

Hirnbringer legte den Finger an den Mund. Nah an seinem Ohr klopfte etwas. Täuschte er sich? Nein, es klopfte, ein schwacher, matter Puls, und das Klopfen wurde stärker.

Bransen starrte nicht mehr, er stierte. Er hatte einen plötzlich aufleuchtenden Funken in den Augen des Mandrills bemerkt, und auch er dachte: „Täusche ich mich?" Diese Augen da waren unmerklich in die Höhlen zurückgetreten. Diese roten Augen bekamen einen rötlichen Glanz und einen schwachen Blick. Und Bransen sah, wie sich die Brust des Mandrills hob und senkte; er fühlte in allen seinen Nerven, daß das Tier zu atmen begann; er fühlte, wie das Leben mit dem Tod kämpfte und ihm ein Opfer entriß.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Hechtmutter.*)

In den Bergen war viel Regen gefallen. Das Wasser lief talabwärts. Von allen Felsen troff es, durch alle Moospolster rann es, es sprang über die Steine, es rieselte in Rinnsalen, die Bäche füllten sich, sie führten sich als reißende Ströme auf und spielten Fangball mit den Blöcken, um die sie sonst herumkrochen wie Buben um den schlafenden Vater. Sie stemmten die Arme in die Hüften und lachten ins Tal hinein und höhnten die Flüsse, die gar nicht wußten, was sie mit all dem Wasser anfangen sollten, und volliefen wie ein Regenfaß. Und wie des Wassers immer mehr wurde, staute es sich zur Flutwelle und lief die Elbe hinunter, vorbei an all den schönen Städten, an Meißen und Wittenberg, an Magdeburg und Tangermünde, und drückte endlich in die Havel hinein, so daß auch sie sich staute und das Wasser in die Seen drückte.

Marie Irmschläger lief den Garten hinunter, als sie hörte, wie das Wasser durch den Graben keupelte, wie es unter der Brücke kluckerte. Sie sah, wie es über die Wiesen lief und fast schon in den Garten reichte.

„Es werden viel Fische von der Elbe kommen," sagte sie zu ihrem Vater, als auch er an das Wasser kam.

„Dann gibt es einen guten Fang."

Die alte Hechtmutter, die auch vom diesjährigen Laichzug wohlbehalten in den See zurückgekehrt war, lauerte oben zwischen dem Schwandel auf Beute. Eine Lietze schwamm dort unruhig herum. Es stand ein Kahn im Wasser, schon seit Stunden, darin rührte sich nichts. Die Lietze fing hier Alandskäfer und betrachtete immer wieder den Kahn, ob nicht doch Gefahr daraus drohe. Was hatte er hier zu stehen, wo er niemals stand? Einmal hob sie plötzlich die Flügel und flatterte wasserschlagend davon. Als es aber immer noch still blieb und die Käfer so lustig und in Massen dort herumschossen, kehrte sie in dies schöne Jagdrevier zurück. Es war so still, daß nicht einmal der Schwandel sich rührte, keine Spur von Flut oder Wellen im Wasser.

Die Lietze hielt nachdenklich inne und sann, nach welcher Seite sie sich nun wende, da fuhr ein Schlag durchs Wasser, ein breiter, flacher Kopf stieß heraus, ein gieriges Auge leuchtete auf, ein gewaltiges Maul mit blinkenden Zähnen öffnete sich, die Lietze war vor Schreck kalt und still wie ein Stein, schon war sie bis an den Bürzel im Rachen des Räubers verschwunden. Da fuhr blitzschnell ein Ruder nieder und schlug ins Wasser. Schlug ins Wasser; denn der Räuber hatte gesehen, wie das Ruder sich hob und der Doktor Hans Martin Wittenbusch über den Kahnrand blickte. Der Lietze löste sich der Schreck, sie fuhr aus des Räubers Rachen zurück und flatterte abermals davon, auf Nimmerwiederkehr. Der Doktor aber lag lauernd im Kahn und wartete, daß der Hecht getroffen hochkäme. Er wartete auf den weißen Schimmer, der zwischen dem Schwandel auftauchen sollte; aber er harrte vergeblich.

Die alte Hechtmutter machte sich auf die Beine, so würden wir sagen, wäre sie nicht auf ihre roten Flossen angewiesen gewesen. So also schlug sie ihre Flossen und fuhr in diese und jene

---

*) Am 1. März d. Js. feiert der bekannte Schriftsteller und Jugendführer Wilhelm Kotzde seinen fünfzigsten Geburtstag. Mit Erlaubnis des Verlags J. F. Steinkopf, Stuttgart, bringen wir ein Stück aus „Frau Harke. Der Roman einer Landschaft." (In Leinen geb. 5 Mk.)

Ecke des Sees, ohne irgendwo einen Entschluß zum Bleiben zu fassen. Sie war über diesen tückischen Schlag ergrimmt, sie war voll Wut über diesen harmlosen, gutmütigen, mitleidigen Doktor Wittenbusch, der jedes Wesen in der Welt mit seiner Liebe umfing und gerade ihr, der alten Hechtmutter, die mit ehrlicher List und Mühe ihr Leben fristete, eben an dieses Leben wollte. Sie fand es empörend und konnte nicht wieder zur Ruhe kommen.

Rasend fand sie das. Ein langes Leben schon hauste sie in dem See; allen Schlichen des Fischers war sie entgangen, lachbeschwert war sie über jede Reuse gesprungen, sie sah schon die Zeit kommen, da ihr in Ehren ein Mooshaupt wuchs, und nun dieser ganz gemeine Schlag mit dem Ruder, der ihr fast den Garaus gemacht hätte! Sie schwamm von Hebe zu Hebe und schnellte sich vor Wut einmal hoch aus dem Wasser, daß der Doktor sie über den halben See weg sah und nun also bestimmt wußte, daß er daneben geschlagen hatte. Als sie aber wieder eintauchte, riß sie mit einem Ruck den Kopf herum. Was strömte ihr so erfrischend durch die Kiemen? Sie spürte einen Strom, der lang den See her kam. Es kostete sie einen kurzen Entschluß, sie schwamm quer durch den See, dann dem Wasser entgegen, das durch den Graben keupelte, die Mühlenlanke hinunter, bis sie an die Havel kam. Hier wendete sie links und wendete rechts und schwamm endlich in den Parenschen See, der stark angeschwollen war. —

Gegen Abend zogen Wolken hoch, und es kam ein mäßiger Wind auf. Jochen Kolrep und Ernst Graffehn standen an den Fischständen und sahen zu, wie ihre Frauen Fische verkauften. Es war ein Leben am Wasser wie alle Tage. Die Frauen strickten, wogen die Fische, die sie mit dem Kescher aus dem Kasten geholt, steckten das Geld in die Tasche und strickten weiter, und der Mund stand die ganze Zeit nicht still. Der hechelte und strickte noch mehr als die Finger. Die Kinder spielten, schrien oder lachten, wie es gerade kam, und die Fischer, die eben nicht schliefen, freuten sich, daß Leben um sie war. Ja, Leben war damals an den Fischständen in Rathenow, und die Bürger ließen manchen Taler an der Havel.

Ernst Graffehn sah über das Wasser.

„Der Wind geht auf."

„Dann wird der Fisch vertraut," antwortete Jochen Kolrep.

„Wollen wir mit dem Garn ausfahren?"

„Das können wir ja!"

„Wen nehmen wir mit?"

„Ich will bei Karl Hellgrebe anfragen."

Eben kam Walther Huxdorff aus dem Haus, dessen Fenster gleich auf das Wasser hinaussahen.

„Dann kann Walther auch mitkommen. Der hat Kraft zum Ziehen."

*

Es war Mitternacht. Drei Züge hatten sie schon gemacht, die Hägewinne, den Langen Zug und die Wehrstelle. Nun saßen sie beim Frühstück. Sie hatten die Kähne an Land gefahren, dicht aneinander, und saßen auf den Brettern. Noch war es nicht völlig dunkel, die ziehenden schwarzen Nachtwolken ließen hier und dort das Sternenlicht durch. Der Wind rauschte durch die Weidenbäume und raschelte im Rohr. Ein lautes „Lit-lit" ging manchmal schreckhaft durch die Nacht.

Ernst Graffehn nahm noch einen Schluck aus der Kruke. Dann schlug er den Korken fest und stellte sie ans Kahnende."

„Nun wollen wir noch die Häwe und die Grippe nehmen," sagte er. „Dann wird es langsam Tag werden."

Sie standen auf, zogen die langen Stiefel bis an den Leib hoch, banden die Lederschürze vor und traten in das Wasser, um die Kähne mit dem schweren Zeug von Land zu schieben.

Die Wolken hatten sich zu einer dichten Wand geschlossen, so daß kein Stern mehr hindurchblickte. Es war noch dunkler geworden, und es gehörte eine geübte Fischerhand dazu, um das Zeug richtig und unverwirrt in das Wasser zu bringen. Seltsam, wie fein diese groben, großen Hände doch den geringsten Faden spürten! Dicht nebeneinander ruderten sie die breite Lanke hinaus, Karl Hellgrebe und Ernst Graffehn in dem einen Kahn, Jochen Kolrep mit Walther Huxdorff im andern. Dann begannen sie das Zeug in das nachtdunkle Wasser zu werfen. Die Steine zogen hinab, die Flotten hielten oben. Immer weiter entfernten sich die Kähne von einander, bis das Zeug ganz im Wasser war. Als die Seile begannen, sich von der Winde zu rollen, wandten sie und ruderten zur Helinge, wo sie das Zeug an Land holen wollten. Keiner sah den andern, nur das Plätschern der Ruder hörten sie und, als sie dem Ufer näherkamen, das Rauschen im Rohr. Das Schiff sang seinen ewigen Nachtgesang. Von Halm zu Halm ging er fort, flußab, ein Lied der Einsamkeit, der Ferne und doch der Nähe zu Gott.

Die alte Hechtmutter war die Havel aufwärts geschwommen. Als sie bei Grütz fühlte, wie die Sonne das Wasser wärmte, schnellte sie sich hoch in das goldene Licht. Da schrien die Kinder, die in den Kähnen saßen, als sie das große Tier sahen, und erzählten dann die alten Geschichten, wie badende Menschen von Hechten angegriffen worden. Unter den breiten Weiden, die aufwärts das Ufer säumten, stand die Hechtmutter stundenlang und harrte auf Beute. Sie war auf ihre alten Tage wählerisch geworden, und die Havel hatte es dazu. Es war ein Gewimmel in deren Bett, daß man sich wundern mußte, woher all die Fische ihre Nahrung nahmen. Doch es war ein einziges Verschlungenwerden vom Plankton zu den Kleintieren, zu den Friedfischen, zu den Raubfischen, und die nahm der Mensch. Die alte Hechtmutter dachte aber nicht daran, sich vom Menschen nehmen zu lassen. Sie fing eine fette Havelquappe, zog einen Frosch, der auf einem Seerosenblatt saß herein, verschlang beide und setzte ihre Wanderung fort. Als sie spürte, daß ein Strom in die Hunderttalerlanke ging, schwamm sie dahinein. Mit Behagen fühlte sie, ein wie nahrhaftes Wasser es war, in das sie geraten. Sie überlegte in ihrem Sinn, ob sie hier dauernd Quartier machen solle. Einstweilen zuckte sie hierhin und dahin, bis sie zwischen den Griepenblättern einen Stand wählte.

Es kam die Nacht heran. Sie hörte es wohl, wie das Netz durch die Lanke zog, wie die eingeschlossenen Fische hin und her stießen und doch den Ausweg nicht fanden. Das rührte sie aber nicht. Das war alles weit von ihr.

Als ihr der Stand schließlich zu langweilig wurde, schwamm die alte Hechtmutter fort in das Rohr hinein. Dabei stieß sie auf einen Lorch, der dort seinen Nachtschlaf hielt. Mit ihren harten Kinnladen fühlte sie in dem Gefieder des Vogels herum. Darüber drang diesem das kalte Wasser an die Haut, und er flog erschreckt auf. Das reizte die Jagdlust des Hechtes, er schwamm dem Lorche nach. Der wähnte sich im freien Wasser schon sicher, als er noch sich schnappen fühlte. Entsetzt tauchte er unter, um nun erst zu merken, daß ein Hecht ihn verfolgte. Eilig ging er hoch und flatterte über das Wasser hin. Der Hecht immer hinter ihm her. Es ward eine ruhelose Jagd in das Rohr und aus dem Rohr in das offene Wasser.

Mit hartem Griff drehten die Fischer die Winden, bis die Seile aufgerollt waren und das Zeug selbst an die Helinge stieß. Da traten sie in das Wasser und zogen das Garn heran. Kleine Barsche, Güstern und Plötzen, die in den Maschen aufblinkten, warfen sie in das Wasser. Sie wollten das kleine Zeug nicht haben. Es war so dunkel, daß nur ein Fischerauge die Fische entdecken konnte.

„Das ist etwas Ordentliches," sagte Ernst Graffehn.

Sie hielten inne und horchten. Sie hörten heftig das Wasser schlagen und fühlten danach einen Ruck im Garn.

„Das wird ein Wels sein."

„Oder ein großer Hecht."

„Jedenfalls hat er Gewicht."

Sie zogen weiter. Das mußte in ruhigem Gleichmaß geschehen und war keine leichte Arbeit.

Walther hatte ein Licht den Damm von Hohenauen herkommen sehen. Er hatte aber keine Zeit, danach zu blicken. Jetzt merkten sie alle, wie ein Schein über das Feld herkam. Sie hielten im Ziehen inne. Der helle Schein blendete sie, so daß sie die Fische nicht so sicher fanden.

Sie hörten an dem Gruß, daß es der Doktor Wittenbusch war.

„Was bringen Sie uns?"

„Eigentlich nichts. Sehen Sie den Eisvogel? Den hat Meister Wübbelin in der Reuse gefangen."

„Das ist wieder ein Fischräuber weniger," bemerkte Karl Hellgrebe.

„So müssen Sie das nicht ansehen. Die paar Fische sind bei unserm Reichtum noch übrig. Wenn seine Farben in der Sonne glitzern, meinen Sie da nicht auch, daß dieser kleine Räuber ein köstlicher Gedanke Gottes ist?"

Jochen Kolrep bat den Doktor, daß er seine Laterne lösche. Danach zogen sie weiter. Kolrep hielt den Kescher, Walther warf die Fische hinein. Sie hatten schöne Aale dabei, auch Schleie und ein paar Hechte.

„Er ist in den Sack gegangen!" sagte Ernst Graffehn.

„Wer?"

„Das wissen wir noch nicht."

Sie zogen den Sack aus dem Wasser. Er hatte seine Länge sie mußten eine Weile ziehen.

„Ist das ein Gewicht!" rief Karl Hellgrebe.

Hans Martin Wittenbusch trat dicht heran und blickte aufmerksam auf das Netz.

Nun hatten sie ihn.

„Wirklich ein Hecht!"

Es war die alte Hechtmutter. Sie schlug wütend um sich.

„Der hat seine vierzig Pfund!"

„Da steht Rathenow auf dem Kopf!"

„Sieh mal, was er noch in den Zähnen hat!"

Jochen Kolrep zog ihm den verendeten Lorch aus dem Maul. Der Räuber sperrte es weit auf, weil ihm die Kiemen trockneten.

„Das kommt, wenn man so gierig ist! Dann läuft man von selber ins Netz," sagte Jochen Kolrep nachdenklich.

„Dem wollte ich heute schon eins auf die Nase geben," meinte der Doktor. „Aber er war fixer als ich."

„, wo denn?"

„Im Schollener See."

„So weit her soll er heut schon gekommen sein?"

„Eigentlich ja gestern. Er ist wohl mit dem Stau gelaufen. Da haben Sie Irmschlägers Fisch gefangen. Er hat ihm schon lange nachgestellt.

„Er wird schön spucken."

Sie lachten.

„Walther, den mußt du anbinden, sonst springt er uns aus dem Kahn."

Die alte Hechtmutter lag im nassen Grase und schnappte jämmerlich. Der Lorch daneben rührte sich nicht.

Es gab keine Rettung mehr.

—

Ein „goldenes" Gemüt.

Einst war das Gewerbe des Scharfrichters mit dem Makel der Unehrlichkeit behaftet — aus dem begreiflichen Volksempfinden heraus, daß ja dieses Gewerbe immerhin in bewegten Zeiten eine Notwendigkeit darstellen könne, daß es aber dem Einzelnen überlassen bleiben müsse, ob er geneigt sei, eine Hand, die — sei's auch von Amts wegen — soundso viel Menschen vom Leben zum Tode befördert, nun mit freundschaftlicher Emphase zu schütteln oder nicht. Daher kam es, daß der „Nachrichter", wie er wohl auch hieß, sein Leben im Dunkel der Einsamkeit dahinbrachte und wenig Wert darauf legte, mit seinem Amt auch noch zu protzen.

Das hat sich, mit den Zeiten, sehr gewandelt. Leben wir schon in den Tagen der Reklame, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch ein Scharfrichter für sich Propaganda machen soll!

So jedenfalls denkt William Gilbert, der Vereinigten Staaten ältester Henker, der im Verlauf seiner langen Tätigkeit nicht weniger denn einundsiebzig Personen richtete. Seine Reklame besteht darin, daß er allen Gefängnisleitern seines Landes Federmesser zum Geschenk macht, auf denen mit großen Lettern folgende lapidare Sentenzen eingraviert stehen:

„William Gilbert, amtlicher Scharfrichter der Stadt Toronto —" so liest man auf der einen Seite; auf der andern: „Vollziehe Todesstrafen nach allen bestehenden Methoden!"

Mehr kann man doch wahrhaftig nicht verlangen.

Herr Gilbert ist auch sonst ein „goldenes" Gemüt. Seine Tätigkeit flößt ihm absolut kein Entsetzen ein . . . iwo, Köpfen ist ein Handwerk wie jedes andere auch! Im Gegenteil: er plädiert dafür, die Hinrichtungen müßten allesamt in breitester Oeffentlichkeit stattfinden, denn solch ein Vergnügen wirke auf alle Bevölkerungskreise „äußerst erzieherisch!"

Wie gesagt: — ein wahrhaft „goldenes Gemüt" . . .

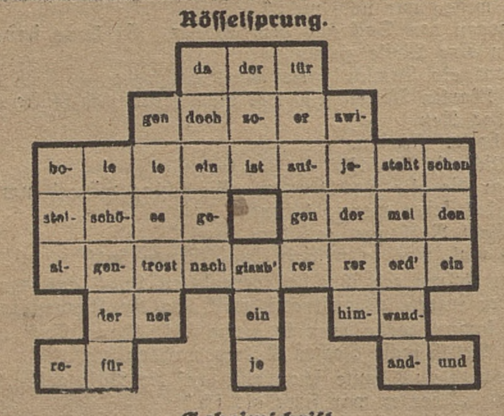
■ Aus aller Welt. ■

Das David-Zwiebelessen am 1. März. Nur in wenigen Kalendern findet man den heiligen David verzeichnet, der im 6. Jahrhundert in Wales als Erzbischof wirkte und wegen seiner Frömmigkeit und Mildtätigkeit als Heiliger verehrt wurde. Doch hat sich der alte Brauch, der sich merkwürdigerweise an seinen Namen heftete, in manchen Gegenden bis heute erhalten. Er besteht zunächst darin, daß man, um das Jahr über Glück zu haben, während des ganzen Tages eine Zwiebel bei sich trägt, die dann am Abend verzehrt wird; wenn man es nicht vorzieht, sie unters Kopfkissen zu legen, weil man dann im Traum einen Blick in die Zukunft tun kann. Auch Zwiebelgerichte, am Davidtag gegessen, sollen Glück bringen, besonders kleine Zwiebelkuchen in Sonnenform. Wer es versteht, kann auch aus den Häuten der Davidzwiebel die zukünftigen Ereignisse erkennen; jede Haut entspricht einem Monat des Jahres, und ihrem Aussehen entsprechend wird er verlaufen.

Vom französischen Heiratsmarkt. Nach einer Veröffentlichung im „Matin" haben im Jahre 1925 12 000 französische Frauen ausländische Männer geheiratet, während 6000 ausländische Frauen sich mit Franzosen verheirateten. Der größte Teil dieser internationalen Heiraten entfiel auf die lateinischen Länder, so Frankreich-Belgien, Frankreich-Spanien und Frankreich-Italien; das letzte mit nahezu 6000. Französisch-deutsche Heiraten kamen in 1100 Fällen vor.

■ Zum Kopfzerbrechen. ■

Rösselsprung.



Geheimschrift.

17 14 2 4 — 1 2 16 3 4 17 — 15 10 8 17 9 1 6 4 12 17 8 2 3 17 2 — 16 6 8 9 1 — 16 13 17 — 3 4 4 2 8 2 — 9 1 8 4 13 17.

Die Lösung vorstehender Entzifferungsaufgabe ergibt ein mit allseitigem Interesse verfolgtes wissenschaftliches Unternehmen.

Schlüssel.

1 2 3 4 2	deutscher Dichter
5 6 7 1 2 8	großer Reformator
9 1 10 11 3 4	russischer Komponist
12 13 14 10 7 7 2	Tanz
15 3 16 2 17	Göttin der Treue.

Besuchskartenrätsel.

Peter Harninck

Wo wohnt dieser Herr?

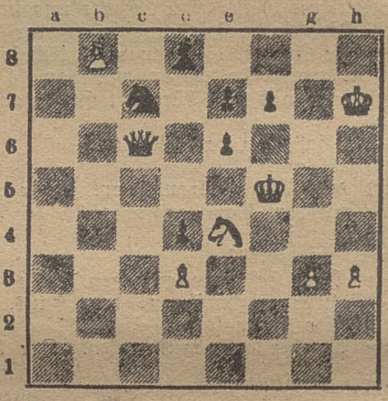
Magisches Doppelquadrat.

A A A A A = Wasserfahrzeug
A B B B D = Geräuschvoller Unfug
D D * E E
E E E E E = Schmale Straße
G G G G G G G G I = Berühmter Erfinder
I N N N R = Schachfigur
R R * R R
R S S S T = Naturerscheinung
T U U U U = Ausdruck beim Skat.

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten und senkrechten Buchstabenreihen gleich lauten.

Schachaufgabe von A. Pl.

Schwarz.



Weiß setzt in zwei Zügen matt.

Inhaltsreich.

Baldur Hochwasser Meise Heiland Rotwild Pferdestall Reinhold Reblaus Hagebutte Raute Flunder Durst Hochverrat Person Kastanie Zeder Anhalt Rastenburg.

Jedem der vorstehenden Wörter sind drei zusammenstehende Buchstaben zu entnehmen, welche, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben. O. L.

*

Auflösung Nr. 8.

Auszählaufgabe: 1. Das furchtbare Straßenbahnunglück in Lothringen. 2. Die Gerichtsverhandlung über die Steglitzer Schülertragödie.

Silbenrätsel: Die Olympischen Winterspiele in Sankt Moritz. 1. Diskus. 2. Ispahan. 3. Epigramm. 4. Obelisk. 5. Liliput. 6. Ypern. 7. Meistersinger. 8. Panther. 9. Ibsen. 10. Spanien. 11. Chinin. 12. Enkel. 13. Note. 14. Wimpel. 15. Idomineo. 16. Nora. 17. Trinidad. 18. Estomihi. 19. Razzia.

Pyramidenrätsel:



A
AS
AST
STAR
ASTER
ALSTER
SATTLER

Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1. Euripides. 2. Star. 3. Rantau. 4. Homer. 5. Rose. 6. Mai. 7. Ader. 8. Eli. 10. Archimedes. 11. Hauptmann. 12. Memel. 13. Leib. 14. Ganghofer. 16. Lerche. 20. semi . . . 22. Salz. 23. Remus. 26. Nebra. 27. Retcliffe. 29. Eule. 33. Imme. 34. Enrico. 36. Idee. 38. Dom. 39. Rudel. 40. Zoo. 42. Blues. — Wagerecht: 1. Eschstruth. 5. rar. 6. Main. 7. Amme. 9. Isar. 10. Aesop. 11. Hamerling. 15. Emil. 17. Bauer. 18. Devau. 19. Eis. 21. Inster. 24. Berg. 25. Schnitzler. 28. Erle. 30. Merino. 31. Zug. 32. Anmut. 33. Irene. 35. Schi. 37. Sudermann. 41. Leder. 42. Boni. 43. Mode. 44. Illo. 45. Fee. 46. Limousine.

Gesellige Kunst: Steg, Reif; Stegreif.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.